

(Nachdruck verboten.)

[46]

Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Don Joaquim sprang in die Barke und konnte endlich die Beine rühren, die ihm auf dem stundenlangen Anstand steif geworden waren. Der Schiffer begann in Ausübung seiner Pflicht die erlegten Vögel zu sammeln, aber er suchte sie tastend, als sähe er sie nicht, und neigte den Körper so heftig nach vorn, daß er mehrmals ins Wasser gefallen wäre, hätte sein Herr ihn nicht gehalten.

„Tölpel!“ rief der Jäger, „bist Du etwa betrunken?“

Er wurde sich darüber schnell klar, als er einerseits den Zustand seiner Fyroräte und andererseits das blöde Gesicht Sangoneras bemerkte. Die Töpfe waren leer, der Schlauch flach und dünne, die Flaschen entforrt, es waren kaum ein Stückchen Brot und der Obstkorb da, den man ruhig auf den See hätte setzen können, ohne befürchten zu müssen, er würde infolge seines Gewichtes untergehen.

Don Joaquim empfand ein heftiges Verlangen, seinen Gewehrkolben an dem Kopf des Schiffers zu zerschmettern, als er aber diese erste Gefühlsauswallung unterdrückt hatte, erfaßte ihn eine tiefe Verwunderung. Diesen ganzen Hausen hatte er allein vertilgt? . . . Das war aber eine merkwürdige Art, einen Bissen zu essen; wo hatte er denn das alles hingestopft? War ein menschlicher Magen wirklich einer solchen Gefräßigkeit fähig?

Als Sangonera hörte, wie der wütende Jäger ihn einen schamlosen Dieb nannte, konnte er nur mit kläglichem Stimmton antworten:

„Ach, Don Joaquim, ich bin krank, sehr krank.“

Ach ja, er fühlte sich leidend. Man braucht nur sein gelbes Gesicht, seine Augen, die er kaum aufzuhalten vermochte, und seine Beine zu sehen, die ihn nicht mehr tragen konnten, um sich davon zu überzeugen, daß er die Wahrheit sprach.

Jetzt erst recht in Wut versetzt, wollte der Jäger Sangonera schlagen, als der Letztere sich auf die Planen der Barke niederfallen ließ und sich die Nägel in den Gürtel drückte, als wenn er sich den Leib aufreißen wollte. Er wand und krümmte sich in schmerzlichen Zuckungen, die sein Gesicht verzerrten und seinen Augen eine glasige Undurchsichtigkeit verliehen.

Gleichzeitig stieß er ein heftiges Stöhnen aus und wand und drehte sich, als wolle er diese ungeheure Last von Nahrung, die ihn bedrückte und erstickte, von sich werfen.

Der arme Jäger wußte nicht, was er tun sollte; er fand seine Reise nach dem Albuferasee recht langweilig und widerwärtig.

Gerade, als er sich unter heftigen Flügen dem Gedanken hingab, daß er selbst wohl die Ruderstange ergreifen müsse, um nach Saler zurückzukehren, hörten einige Fischer, die allein auf dem See jagten, sein Geschrei.

Sie erkannten Sangonera und errieten sofort die Ursache seines Leidens. Es war eine tödliche Magenverstimmung, dieser Landstreicher mußte einmal so enden.

Doch mit dem brüderlichen Dienstester der Leute, die selbst dem Ärmsten Hilfe leisteten, luden sie Sangonera auf, um ihn nach Palmar zurückzubringen, während einer von ihnen dem Jäger anbot, er wolle ihm als Schiffer dienen, wofür er ihn nur um die Erlaubnis bat, von seinem Posten ein paar Gewehrschüsse abgeben zu dürfen.

Kurz vor Anbruch der Dunkelheit sahen die Frauen in Palmar, daß man den Bagabunden wie ein einfaches Paket vom Kanal aus ans Land warf.

„Der ist wieder einmal schön besoffen“, rief man einstimmig.

Doch die braven Leute, die mitleidig genug gewesen waren, ihn wie einen Toten nach seiner Hütte zu bringen, schüttelten traurig den Kopf. Es handelte sich nicht nur um einen Kaufsch, und wenn der Bagabund diesmal davon kam, dann konnte er wirklich sagen, er hätte ein wahres Hundetemperament. Sie erzählten von dieser merkwürdigen Freiwut, die den Bagabunden in Todesgefahr gebracht, und die

entsetzten Leute in Palmar lächelten trotzdem und zeigten einen gewissen Stolz, daß einer der Ihrigen eine solche Tüchtigkeit im Essen bewiesen.

Der arme Sangonera! Die Nachricht seiner Krankheit verbreitete sich durch das ganze Dorf, und die Frauen standen in Gruppen an der Tür der Hütte und näherten sich jetzt dieser Höhle, die sie früher so sorgfältig geflohen. Sangonera lag auf dem Stroh, seine glasigen Augen starrten zum Dach empor, sein Körper war wachsfarben, und er zitterte am ganzen Leibe und brüllte vor Schmerz, als risse man ihm die Eingeweide aus.

„Wie gehts Dir, Sangonera?“ fragte man von der Tür aus.

Der Bagabund antwortete durch ein schmerzliches Knurren und wechselte die Lage, um sich umzudrehen, denn dieser Aufzug des ganzen Dorfes war ihm lästig.

Anderer Weiber, die sich jeder zeigten, besüßten ihm den Magen und stellten fest, wo die Schmerzen eigentlich saßen. Sie stritten sich über die geeignetsten Heilmittel und nannten die, die in ihren Familien am besten gewirkt. Dann holten sie die Weiber, die wegen ihrer Medikamente berühmt waren und die leider in größerem Ansehen standen, als der arme Arzt von Palmar.

Die einen gaben eine Flüssigkeit, die sie aus Kräutern hergestellt und geheimnisvoll in ihren Hütten versteckt hatten, andere brachten einen Krug mit kochendem Wasser und er suchten den Kranken, dieses Getränk auf einmal hinunterzuschlucken. Nur in einem Punkte waren sie sich alle einig. Dem Unglücklichen war die Nahrung vor dem Magen stehen geblieben, und man mußte ihn davon befreien. . . Du lieber Gott, wie er zu beklagen war! Sein Vater war im Rausch gestorben, und er starb nun an verdorbenem Magen. War das eine Familie!

Nichts konnte Sangonera die Bedenlichkeit seines Zustandes besser enthüllen, als die übertriebenen Bemühungen all dieser Frauen. Er blickte in das allgemeine Mitleid wie in einen Spiegel und erriet die Gefahr, als er sich von denselben Frauen gepflegt sah, die sich am vorigen Tage noch über ihn lustig gemacht und ihre Männer und Söhne auszankten, wenn sie ihn in ihrer Gesellschaft trafen.

„Der Ärmstel! Der Ärmstel!“ murmelten sie.

Mit dem Mute, dessen die Frau allein im Unglück fähig ist, näherten sie sich ihm und sprangen über die Schmutzlachen aller Art, die ihn umgaben, hinweg. Sie wußten, was ihm fehlte. Er hatte einen Knoten in den Eingeweiden, und mit mütterlicher Sorgfalt forderten sie ihn auf, die verzerrten Rinnsalbe zu öffnen, um ihm eine ganze Reihe von Wundertränken einzugeben, die er wenige Augenblicke später zu den Füßen seiner Pflegerinnen wieder niederlegte.

Als die Nacht hereingebrochen war, ließen sie ihn allein. Sie mußten zu Hause Essen kochen. Sangonera blieb allein in seiner Hütte, nur von dem rötlichen Lichte einer in einem Flaschenhalse steckenden Kerze beleuchtet.

Die Dorf Hunde zeigten ihre Schnauzen an der Tür, betrachteten den Kranken mit ihren tiefen Augen und entfernten sich dann mit düsterem Gebell.

Während der Nacht besuchten ihn die Männer in der Hütte. In Canamels Schenke sprach man von dem Ereignis, und die Schiffer, die entsetzt von Sangoneras Gefräßigkeit gehört hatten, wollten ihn zum letzten Male sehen.

Sie näherten sich alle mit wankenden Schritten, denn alle waren mehr oder weniger betrunken, nachdem sie mit den Jägern gezecht hatten.

„Sangonera, mein Sohn, wie geht es Dir?“

Aber kaum waren sie eingetreten, so wichen sie entsetzt zurück, von dem Geruch erstickt, der sich in der Hütte verbreitet hatte. Einige noch Betrunkenerer gingen so weit, ihn zu foppen und fragten ihn ironisch, ob er nicht ein Gläschen bei Canamel mit ihnen trinken wollte. Doch der Kranke antwortete nur mit einem leichten Gemurmel, schloß die Augen und versank in einen Schlummer, aus dem er von Zeit zu Zeit aufwachte. Um Mitternacht war der Bagabund vollständig aufgegeben.

Tonot besuchte seinen ehemaligen Kameraden nicht. Er war in die Schenke zurückgekehrt, nachdem er in der Barke in schwerem Schlummer gelegen; ein tiefer, dumpfer

Schlummer, der von schrecklichen Erscheinungen unterbrochen und von den Schiffen der Jäger begleitet war, die wie ein endloses Donnerrollen in seinem Kopfe widerhallten.

Er war sehr überrascht, als bei seinem Eintritt Neleta mit wachsblichem Gesicht, aber ohne die geringste Unruhe in den Augen, als hätte sie eine ganz ruhige Nacht verbracht, hinter dem Schenktisch vor den Tonnen saß. Tonet war über die Seelenstärke seiner Geliebten verblüfft.

Sie wechselten einen raschen Blick des Einverständnisses wie zwei Verbrecher, die sich durch die Mitschuld mit neuer Kraft aneinander gefesselt fühlen.

Nach langer Pause entschloß sie sich, ihn zu fragen; sie wollte wissen, wie er seine Mission erfüllt. Er antwortete mit gesenktem Kopfe, indem er die Augen abwandte, als wäre das ganze Dorf zugegen: „Ja, er hätte ihn an einen sicheren Ort gebracht, niemand würde ihn entdeden können.“

Nach diesen rasch gewechselten Worten blieben sie beide stumm und nachdenklich, sie am Schenktisch, er an der Tür. Er drehte Neleta den Rücken und wick ihren Blicken aus. Er schien wie betäubt, als laste ein ungeheures Gewicht auf ihm. Sie fürchteten, mit einander zu sprechen, denn das Echo ihrer Stimmen erinnerte sie an das Ereignis der vorhergehenden Nacht.

Sie waren aus der Schwierigkeit heraus und liefen jetzt nicht mehr die geringste Gefahr. Die mutige Neleta wunderte sich, mit welcher Leichtigkeit alles vor sich gegangen war; schwach und krank, fühlte sie dennoch die Kraft, auf dem Posten zu bleiben; niemand konnte ahnen, was während der Nacht vorgegangen war. Die beiden Liebenden fühlten sich erleichtert. Doch ein Riß klaffte jetzt für immer zwischen ihnen. Die Leere, die das Verschwinden dieses armen, kaum bemerkten kleinen Wesens verursacht, mußte jetzt größer werden und die beiden Unglücklichen immer mehr und mehr isolieren. Sie dachten daran, daß sie in Zukunft keinen anderen Berührungspunkt mehr haben konnten, als den Gedanken an das Verbrechen, wenn ihr Blick sich kreuzte. Tonets Angst wurde noch heftiger, wenn er sich sagte, daß Neleta das wahre Schicksal des Kleinen ja gar nicht kannte.

Als die Nacht hereingebrochen war, wimmelte es in der Schenke von Schiffen und Jägern, die wieder nach ihren Wohnungen in der Ribera zurückkehren wollten und Körbe voll Wildpret heimbrachten. Es war eine schöne Jagd gewesen; alle überließen sich dem Trinken und sprachen von dem Glück der Jäger und dem Schicksal Sangoneras. Tonet ging, um sich zu zerstreuen, von Gruppe zu Gruppe, plauderte und trank an allen Tischen. Er suchte im Rausche zu vergessen, trank mit gemachter Fröhlichkeit und seine Freunde freuten sich über die gute Laune des Kubaners. Nie hatte man ihn so lustig gesehen.

Der Onkel Paloma trat in die Schenke, und seine kleinen, forschenden Augen hefteten sich auf Neleta.

„Königin, wie siehst Du weiß aus, bist Du krank?“

Neleta sprach stotternd von einer Migräne, die ihr den Schlaf geraubt, während der Alte pfeiffig mit den Augen blinzelte und in seinem Geiste die schlechte Nacht mit der unbegreiflichen Flucht seines Entfels zu vereinigen suchte. Dann stellte er Tonet zur Rede. Er hatte ihn diesem Herrn aus Valenzia gegenüber in ein lächerliches Licht gebracht. Sein Verhalten war eines Schiffers der Albufera nicht würdig. Er hatte in seinen jungen Jahren viele Leute um weniger durchgeprügelt. Nur ein Wump wie er konnte sich erlauben, Sangonera, der wie ein Wilder gegessen und getrunken hatte, zum Schiffer zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Elektrolyse.

Wie der elektrische Strom in dem Verkehrswesen, in der Industrie und Technik einen vollkommenen Umschwung herbeigeführt hat, so hat er auch auf dem Gebiete der Chemie ausschlaggebende Umwälzungen hervorgerufen, da erst durch die Elektrizität es ermöglicht wurde, Stoffe, die früher nur sehr schwer zugänglich waren, auf leichtem und bequemem Wege herzustellen, so daß sie wegen ihrer Wohlfeilheit von nun an auch für das tägliche Leben eine große Bedeutung erlangen konnten, wie z. B. das Aluminium, von dem ein Kilogramm im Jahre 1855 2400 M., im Jahre 1889 noch 50 M., dagegen 1900 nur noch 1,80 M. kostete.

Fragen wir uns nun, wie wirkt der elektrische Strom auf chemische Verbindungen, wie zerlegt er sie und welche Bestandteile

können wir nach Durchgang des Stromes fassen, so müssen kurz einige theoretische Erörterungen gegeben werden, die für fast alle elektrischen Zersetzungsmäßigungen maßgebend sind und die ein anschauliches Bild für diese und ähnliche Vorgänge geben werden.

Man unterscheidet Leiter erster und solche zweiter Klasse. Zu der ersteren Gattung gehören alle diejenigen Stoffe, die den elektrischen Strom fortzuführen wie Kupfer, Silber, kurz alle Metalle und Legierungen überhaupt, ohne daß nach Durchgang des Stromes irgend eine Veränderung in betreff ihrer chemischen oder physikalischen Eigenschaften an ihnen selbst wahrgenommen werden kann. Diese Leiter sind daher außerordentlich dazu geeignet, den Strom von einem Ort zum anderen zu führen. Anders verhalten sich die Leiter zweiter Klasse. Auch sie leiten den Strom mehr oder weniger gut, aber sie erleiden dabei selbst eine innere Zersetzung, so daß sie ungeeignet sind, den Strom auf größere oder kleinere Entfernungen fortzuleiten, wohl aber für uns wegen ihrer anderen Eigenschaft, ihrer Zerfälligkeit, äußerst wertvoll sind.

Solche Leiter zweiter Klasse sind besonders die Salze, die Säuren und Basen, mit denen wir täglich im Hause zu tun haben. Dahin gehören z. B. das Kochsalz, die Soda, das Bittersalz, Essigsäure, Schwefelsäure, Salzsäure, Natronlauge usw. Nimmt man etwas wässrige Salzsäure, legt in das Gefäß zwei Platinscheiben, die sich nicht berühren, die aber mit einem Stromkreis verbunden sind und schließt den Strom, so beobachtet man, daß sich an den beiden Platinscheiben sehr bald kleine Gasperlen entwickeln und langsam nach oben steigen. Untersucht man die beiden Gase, die man auf diese Weise erhält, so kann man sie leicht durch ihre chemischen und physikalischen Eigenschaften als Wasserstoff und Sauerstoff erkennen, d. h. als diejenigen Elemente, die das Wasser bilden; untersucht man ferner nach einer geraumen Zeit die Mengen der Gase, die uns der elektrische Strom liefert, so findet man, daß auf einen Raumteil Sauerstoff sich zwei Raumteile Wasserstoff bilden. Dies ist aber genau die Zusammensetzung des Wassers: Demnach zerlegt der Strom das Wasser hier in seine Bestandteile und zwar genau in dem Verhältnis, wie es aus diesen entsteht. So wird also scheinbar die Salzsäure, die noch in der Lösung enthalten ist, gar nicht von dem Strom verändert und es ist nicht recht einzusehen, warum man denn diese überhaupt hinzugefügt hat. Stellen wir jetzt aber zum Vergleich einen Versuch mit dem reinsten Wasser an, das man übrigens nur unter sehr großen Schwierigkeiten erhalten kann, so findet man von einer derartigen Zersetzung des Wassers nicht eine Spur, vielmehr geht der Strom gar nicht durch das Wasser, d. h. reines Wasser leitet den Strom so gut wie überhaupt nicht. Wie aber kommt es denn, daß durch die hinzugefügte Säure nicht diese, sondern das Wasser gespalten wird? Es laufen hier zwei Reaktionen nebeneinander her, so daß die erste ursprüngliche, bei der Stoffe entstehen, die für sich nicht beständig sind, sofort durch eine zweite aufgehoben wird. Salzsäure besteht aus den beiden Elementen Chlor und Wasserstoff. Leitet man den Strom durch eine Salzsäurelösung, so entstehen zuerst auch sicher beide Bestandteile, und zwar der Wasserstoff an der einen, das Chlor an der anderen Platinscheibe. Das Chlor ist nun in dem Zustande, wie es dort gebildet wird, nicht für sich, neben Wasser, in dem es ja entwickelt wird, beständig, vielmehr greift es sofort dieses an, indem es ihm das Element Wasserstoff entzieht, um sich mit ihm wieder zu Salzsäure zu vereinigen; natürlich wird hierdurch der zweite Bestandteil des Wassers, der Sauerstoff in Freiheit gesetzt und erscheint anstatt des Chlors an der Platinscheibe. Sehr ähnlich wie hier verlaufen fast stets die elektrolytischen Zersetzungen, so daß ein primärer und ein sekundärer Prozeß nebeneinander verlaufen. Ändert man die Versuchsbedingungen, so kann man auch die zuerst auftretenden Produkte fassen. Das Kochsalz z. B., das aus den Elementen Natrium und Chlor besteht, wird durch den elektrischen Strom auch in seine Elemente zerlegt. Hierbei müßte sich metallisches Natrium bilden. Dieses ist jedoch für sich neben freiem Wasser überhaupt unentbar, da es sofort unter Entzündung auf dieses einwirkt. Wählt man aber zum Durchleiten des Stroms nicht eine Platinplatte, sondern benutzt man Quecksilber, so verbindet sich das entstehende Natrium mit dem Quecksilber zu einer Legierung, einem Amalgam, und kann dann hieraus leicht erhalten werden. Durch derartig geeignete Aenderungen in der Versuchsanordnung ist es gelungen, auch in der Großindustrie das Chlor, das Kalium usw. in größtem Maßstabe zu einem so billigen Preise herzustellen, daß sie in außerordentlichem Maße verwendet werden können. Noch augenfälliger ist dies bei dem anfangs erwähnten Aluminium der Fall. Aluminium kommt in der Natur vorzugsweise in einer Verbindung mit Sauerstoff und Fluor vor, von denen es früher nur durch die schwierigsten Methoden befreit werden konnte. Heute gibt man das aluminiumhaltige Erz in einen großen Schmelztiegel, gibt noch etwas Calciumchlorid hinzu, um die Masse leichter schmelzbar zu machen. Der elektrische Strom wird durch Kohle und Graphitplatten zugeleitet. Das Erz wird durch den Strom in seine Bestandteile, in Aluminium resp. Sauerstoff und Fluor, zerlegt. Die beiden letzteren verbinden sich mit der Kohle und das Aluminium sammelt sich am Boden des Entwicklungsgefäßes an, von dem es von Zeit zu Zeit abgelassen wird. Durch diese Produktion ist es auch erst möglich geworden, den Preis des Metalles so zu erniedrigen und hiermit das Aluminium in den Haushalt einzuführen.

Immer mehr und mehr bahnt sich das elektrische Zersetzungsverfahren einen Weg in die chemische Industrie. Wo nur immer

billige Wasserkräfte zur Verfügung stehen, wie in Norwegen, am Rhein und in Amerika, ist das elektrische Verfahren den anderen bei weitem überlegen. So kann unsere Technik noch viel für die Zukunft von dem elektrischen Strom als Analysator hoffen.

B. R.

(Nachdruck verboten.)

Kaspar Asam.

Von Ludwig Thoma.

Hinauf und hinunter führte der Lebensweg des Kaspar Asam; aus einer verachteten Jugend bis zu der Glücksmöglichkeit, daß ihn Magistrat und Behörden beneiden mußten, und wieder zurück in das Dunkel der Armut.

Er wuchs in der Vorstadt auf. Die Häuser der gutsituierten Bürger lagen hoch über seiner Geburtsstätte und sahen nur mit den ungepflegten Hinterfronten zu ihr herunter, und dies war gewissermaßen sinnbildlich für die Einschätzung, welche seiner Herkunft zuteil wurde.

Sein Vater Bartholomäus Asam übertrug auf ihn keinerlei Grundsätze, sondern überhäufte seine Kinderjahre durch das öffentliche Mißtrauen, mit dem er behaftet war. Er trieb Handel mit Goldfischen, Stallhasen und Meeresschweinden und gebieh bei dieser Beschäftigung so merkwürdig, daß es allen bisherigen Anschauungen widersprach.

Wenn es mit rechten Dingen zuging, mußte Bartholomäus Asam ein kümmerlicher Mensch sein, der den engsten Gürtel in das letzte Loch schnallen konnte.

Aber er besaß nach dem Bierbrauer Spannitzer den umfangreichsten Bauch und ging vor aller Welt mit rosigem Wänglein und runden Waden spazieren und wurde den Dürnbuchern unheimlich.

Die Doffentlichkeit hat ein Recht darauf, zu wissen, wovon einer fett wird, und eine solche Leppigkeit, deren Nährboden rätselhaft war, erregte Verdacht und übertrug sich leider auf die Familie. So stand Kaspar Asam ohne eigene Schuld abseits vom bürgerlichen Wohlwollen, und eine edle Natur hätte vielleicht aus dieser Unge rechtigkeit Haß gezogen.

Er tat dies nicht, sondern hielt sich frei von Ehrgeiz, und sein Knabengemüt wurde viel heftiger durch den Schulzwang getroffen als durch die Mißachtung der Altersgenossen. Sowie er seine Freiheit erlangt hatte, trat er in das väterliche Geschäft ein und steigerte bald durch sein eigenes Aussehen den Abscheu der Dürnbucher, indem auch er alle Zeichen der Wohlgenährtheit ansetzte.

Wenn er des Weges kam, blieben die ehrenwerten Leute stehen und sahen ihm kopfschüttelnd nach, und viele Wäde trafen ihn, aus denen Abweisung sprach und jene Scheu, welche das ehrliche Besitztum vor der Zweifelhaftheit hegt.

Kaspar kümmerte sich nicht darum und gedieh ruhig weiter, und aus Mangel an Beweisen mußte die Stadt Dürnbuch glauben, daß es um den Handel mit Stallhasen etwas recht Opulentes sei. Dann kam aber ein aufregender Vorfall.

Als der Bäckermeister Bierthaler eines Morgens seinen Laden öffnete, merkte er mit Schrecken, daß die Kasse ausgeplündert war. Es gab zwei Möglichkeiten. Entweder hatte Asam der Vater gestohlen, oder Asam der Sohn. Der Polizeimeister Muggenschnabel konnte noch ein drittes Verdachtsmoment beibringen, indem er beide gemeinsam für schuldig hielt.

Die Haussuchung ergab nichts. Aber das hatte man in Dürnbuch nicht anders erwartet; denn wer vor aller Augen in der rätselhaftesten Weise einen Bauch kriegen konnte, ließ sich nicht so leicht überführen.

Die stille Abneigung gegen die Asamischen wurde jetzt zum unerbittlichen Jorn, und Kaspar, der sich gerade in dieser Zeit zu einem Verehrer der Damen ausbilden wollte, wurde auf einem dieses bezweckenden Spaziergang überfallen und windelweich geschlagen.

Das traf ihn härter wie alles Vorhergegangene, und im Kummer über die öffentliche Unsicherheit, verließ er Dürnbuch bei Nacht.

Niemand beklagte sich darüber, daß er ohne Abschied von dammen gegangen war, und niemand erkundigte sich in der Folgezeit nach seinem Befinden.

Die Nachbarn, denen der Vater Bartholomäus erzählte, daß er, vertrieben durch die Ungerechtigkeit, sich auf das wilde Meer begeben habe, wünschten, daß ihn alsbald ein Walsfisch verschluckte, aber nur ja nicht wieder ausspeien möge, wie zu derselben Zeit den Jonas.

Die Tage vergingen.

Der Mond nahm zu und nahm wieder ab, und als die Sonne in das Zeichen des Löwen trat und es allenthalben recht heiß war, kamen absonderliche Nachrichten über das Meer.

Niemals hatte man von solchen Menschen gehört, die sich Boxer nannten, und jetzt erfuhr man, daß sie, von einer wilden Grausamkeit erfüllt, in China Spektakel machten. Was ging es die Dürnbucher an?

Es ging sie viel an. Zunächst als Untertanen des Deutschen Reiches, denn der Gesandte des Landes war von den Heiden erschlagen worden, und freilich waren die Dürnbucher geneigt, dieses

weit entfernte Ereignis nachsichtig zu beurteilen. *Allein der Schwerpunkt liegt in Berlin, und von dort kam es zu lesen, daß nunmehr Krieg mit den Chinesen sein müsse. Die Vermutung ging dahin, daß auch die Dürnbucher sich an den Kosten beteiligen durften, und damit war das Ereignis näher gerückt.*

Zunächst nur für die allgemeine fähle Betrachtung, welche durch das Wochenblatt geleitet wurde. Denn Haupt- und Staatsaktionen begeben sich in Höhenlagen, welche der Bürger nicht überblickt, und er leibt sich vom Zeitungsschreiber das Glas, um sie zu betrachten, und auch die Gedanken, welche darüber anzustellen sind.

Die Boxer belagerten die europäischen Gesandten, und es wurde viel geschossen, und in London, in Paris und Berlin horchte man mit großer Spannung. Der Dürnbucher Redakteur weisagte nichts Gutes, aber er stand über der Situation und faßte die schrecklichsten Möglichkeiten mit Ruhe ins Auge. Dann kam die Nachricht, alles sei ermorbet worden, die Gesandten, die Verteidiger und Weib und Kind. In London, in Paris und Berlin gab es Schreie der Entrüstung; der Dürnbucher Redakteur schrieb, es sei genau das, was er sich gedacht habe, und er verlor den Kopf nicht, sondern brachte gleich hinter der Schreckensnachricht die Einladung zu einem Preislegelschießen.

Allein die Dürnbucher sollten bald erkennen, daß sie dieses Mal nicht weit vom Strudel der Ereignisse saßen, denn das Schicksal hatte einen merkwürdigen Faden von Peking nach ihrer Stadt gesponnen.

Es lief ein amtliches Schreiben aus Berlin ein und hatte ein großes Siegel und war adressiert an den Herrn Bartholomäus Asam, Produktenhändler, und trug die Aufschrift: Kaiserliches Marineamt.

Der Postexpeditor hatte den Brief voll Erstaunen hin und her gedreht und gegen das Sonnenlicht gehalten, und der Postbote hatte ihn verschiedenen Leuten gezeigt, und alle Mittel waren versucht worden, dem Inhalt von außen her beizukommen, aber zuletzt mußte er dem Adressaten eingehändigt werden. Asam öffnete ihn, viel zu langsam für die Ungebuld des Postboten, und zog ein Blatt heraus, welches ehrfurchtgebietende Embleme und Wappen trug. Und dann las er.

„Euer Wohlgeboren!“ Er las es noch einmal, und es hieß wirklich so und konnte von niemand in Zweifel gezogen werden.

„Euer Wohlgeboren! Ich habe die traurige Pflicht Ihnen mitzuteilen, daß Ihr Sohn Kaspar Asam, Geseffter im 1. Seebataillon, sich unter den Verteidigern der Gesandtschaft in Peking befand und nach den telegraphischen Berichten vermutlich den ruhmvollen Tod für das Vaterland starb.“

Gezeichnet: Admiral . . .“

Und dann kamen zwei Schändel, die einen preussischen Namen bedeuten mußten.

Der wohlgeborene Produktenhändler wollte etwas fragen oder sagen, aber der Postbote war schon weggeeilt um es brühwarmstens anzubringen. Die Nachricht flog durch die Gassen und lodte die Bürger aus den Häusern, daß sie stundenlang Geschäft und Handwerk im Stiche lassen mußten.

Die Boxer hätten mit Wahrheit sagen dürfen, daß sie sich in Dürnbuch Achtung und Vertrauen erworben und daß sie sich in einem deutschen Bäckermeister einen aufrichtigen Bewunderer erworben hatten.

Was Bartholomäus Asam anbetraf, so ging er unter dem ersten und starken Eindrud der Trauerbotschaft zum königlichen Bezirksamt und erkundigte sich, wieviel er vom Staate als verwaiseter Vater zu beanspruchen habe, und die Auskunft, daß er nichts erhalte, ließ seinen Schmerz neu erwachen. Er sollte bald erfahren, daß es ihm außer an sonstigen rechtlichen Gesichtspunkten auch an einem toten Sohne fehle.

Die Zeit war reich an Ueberraschungen und arm an verlässigen Nachrichten. Das Gerücht von der Erstürmung der Gesandtschaft war falsch, der Abscheu vor den Boxern übertrieben und die Freude eines Bäckermeisters verfrüht gewesen. Man hörte jetzt, daß die Gesandten mit heißen Gliedern der Gefahr entronnen waren. Die Berliner Zeitungen waren erstaunt; der Dürnbucher Redakteur aber schrie, er hätte die tendenziöse Aufbausung sofort erkannt und nur das weitere abgewartet. Die weniger Einsichtigen im alten Europa atmeten auf und sagten, daß der Allmächtige seine Hand über die Bedrängten gehalten habe. Nur der Bäcker Bierthaler murrte gegen die Vorsehung und meinte, es sei eben wieder nach der alten Regel gegangen: was am Galgen sterben müsse, könne nicht erkaufen, und Unkraut verderbe nicht.

Der Mann hätte vorsichtiger sein dürfen mit seinen veralteten Sprichwörtern, denn man beleidigt nicht die Freunde der Monarchen, und Kaspar Asam hatte drei auf seiner Seite, was sich bald genug herausstellte. Zuerst wurde es angedeutet durch ein Telegramm des preussischen Admirals, welcher sich beeilte, den Druck jener Todesnachricht von dem gramvollen Vater zu nehmen, und welcher die Tatsache, daß der Geseffte Asam erhalten geblieben war, als etwas Freudiges hinstellte. Man muß eben bedenken, daß im Schlachtenpulverrauche die bürgerlichen Qualitäten verschwinden, und daß das Vaterland die Leumundzeugnisse seiner Gelden nicht prüft.

Zimmerhin war es den Dürnbuchern erlaubt, ihre eigene Meinung zu haben und über die Schwärmerie des Marineamtes zu lächeln, solange keine geheiligte Autorität sich der Sache an-

genommen hatte. Aber das geschah einige Wochen später, indem Kaspar Nam von drei Nachhabern dieser Erde affektiert und durch Kreuze und Medaillen unter die Ausnahmemenschen gestellt wurde. Von Sr. Majestät dem Deutschen Kaiser, von dem Allergroßmächtigsten Zaren zu Petersburg und von Sr. Majestät dem Könige von Großbritannien und Irland und Kaiser von Indien. Mit einem Schläge war Kaspar neben die Kämpfer von Königgrätz und die Löwen von Kleina und die Sieger von Omdhurman gesetzt und war ein Held für drei Länder des alten Europa. Es liegt in der Souveränität begründet, daß vor ihr Meinungen ebenso wohl wie Tatsachen schweigen müssen, und der Bädermeister Vierthaler tat gut, seine alte Geschichte zu begraben und sich an ein anderes Sprichwort zu erinnern, welches so hieß: Jugend hat keine Tugend.

Die Stadt konnte dem Glanz, der auf sie zurückfiel, nicht ausweichen, und sie konnte darauf nicht verzichten, aus dem Ruhme ihres Sohnes Anerkennung und Besonderheit zu gewinnen. Der Dürnbucher Zeitungsschreiber traf wieder einmal mitten ins Schwarze, als er einen begeisterten Artikel über den bayerischen Löwen brachte, der mit mächtigen Takenschlägen die wütenden Heiden niedergestreckt hatte. Jedermann fühlte es mit Stolz, daß dieser Löwe ein Dürnbucher war.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Die Cholera in Mekka und Medina. Die heiligen Städte der Mohammedaner pflegen in jedem Jahre zur Zeit der großen Pilgerfahrt das Stillschweigen für Epidemien zu sein, die von Gläubigen aller Länder des Orients dorthin zusammengeschleppt werden und dann nach erfolgtem Austausch wieder hinausgetragen werden. Die Wächter der internationalen Gesundheitspflege sind sich seit langem darüber klar, daß die mohammedanischen Pilgerfahrten die größte Gefahr bedeuten, die für die Ausbreitung von Seuchen überhaupt besteht. Zu der Cholera, die früher in Mekka und Medina und im Zugangshafen Dscheddah die Hauptrolle spielte, ist seit einem Jahrhundert noch die Pest hinzugekommen. Bei der diesjährigen Hebräer hat es die Cholera besonders schlimm getrieben, wie eine jetzt im „Lancet“ veröffentlichte Statistik beweist. Nach diesen Angaben sind vom 21. bis 25. Januar in Mekka allein nicht weniger als rund 600 Menschen an der Cholera gestorben, und wenn man hinzunimmt, daß diese Zahl jedenfalls nur einen Teil der tatsächlichen Sterblichkeit bedeutet, kann man sich vielleicht eine Vorstellung davon bilden, wie es in diesem mohammedanischen Rom ausgesehen haben mag. Seitdem hat glücklicherweise die Seuche sehr nachgelassen, so daß für Mekka am 10. Februar die Ausgabe täglicher Bulletins aufgegeben werden konnte. Damit ist aber durchaus nicht gesagt, daß die Cholera an sich verschwunden ist, vielmehr ist sie nur für Mekka selbst erloschen, und zwar aus dem sehr begreiflichen Grunde, weil die Pilger, soweit sie nicht gestorben sind, die Stadt jetzt sämtlich verlassen haben und die Stadt damit menschenleer geworden ist. Wenn man schon ohnehin daraus schließen könnte, daß sich die Seuche nun an anderen Stellen zeigen würde, so hat diese Voraussetzung unterdes leider schon eine Bestätigung gefunden. Zunächst wanderte die Cholera mit einer Karawane von 7000 Kamelen nach Medina und mit einer Gruppe anderer Pilger nach dem Hafen Dscheddah. Besonders bedenklich aber ist die Nachricht von dem Ausbruch einer Epidemie unter den Mannschaften, die mit dem Bahnbau von Damaskus nach Medina beschäftigt sind. Die Einschleppung in dieses Gebiet scheint durch eine Pilgerkarawane schon auf dem Hinwege nach Mekka geschehen zu sein. Nach dem erwähnten Bericht hat der Generaldirektor der dortigen Eisenbahnbauten, Razim-Pascha, bereits am 7. Januar telegraphiert, daß über dreißig Erkrankungen mit zehn Todesfällen an Cholera bei den unter seinem Befehl stehenden Truppen vorgekommen seien. Später wurden noch mehr Fälle in anderen Bataillonen gemeldet, im ganzen über 200. Es ist anzunehmen, daß der schon an sich ungewöhnlich schwierige Bahnbau in seinem Fortschritt durch diesen Einbruch der Cholera arg bedroht ist. Auch der Verkehr auf der bereits eröffneten Strecke liegt lahm, da auch gewöhnliche Passagiere eine zehntägige Quarantäne durchmachen müssen. Bisher soll die Seuche freilich nicht über die Station El Ota, etwa 300 Quadratkilometer nördlich von Medina, vorgeschritten sein, bis dahin aber die Truppen und Arbeiter bereits in mehr oder weniger epidemischer Form ergriffen haben. Noch unerfreulicher stellt sich die Lage infolge der Nachricht dar, daß im Hafen Dscheddah außerdem die Pest von neuem ausgebrochen ist, und zwar waren bis Mitte Februar etwa 30 Fälle zur Beobachtung gekommen. Der nähere Orient verlangt also jetzt eine besonders scharfe Aufsicht, zumal es noch fraglich ist, ob nicht die Cholera auch in Konstantinopel, wo Ende Januar noch vereinzelte Fälle vorkommen, fortglimmt. Das Bild wird nur etwas erfreulicher durch die Kunde, daß die Cholera in Rußland zum Stillstand gekommen sein soll; hoffentlich entspricht diese Angabe der Wahrheit.

Musik.

Im April vorigen Jahres berichteten wir über eine Aufführung von Beethovens „Fidelio“ in der Vorhänge-Oper mit dem Vermögen, über mancherlei Enttäuschungen hinaus ein gutes Streben anzuerkennen. Heute geht uns die Anerkennung leichter von der Hand: die Neueinführung der Oper, die wir am Dienstag sahen, war nicht bloß mit Ach und Krach zu loben. Vor allem hat sich die Regie (F. Grevenberg) zu einer sinnvollen Durcharbeitung aufgeschwungen und namentlich den Gesangenenchor eindrucksvoll herausgebracht. Die einzelnen Darsteller — fast alle von uns schon mehrmals näher bezeichnet — leisteten größtenteils so Tüchtiges, daß ihnen (und ebenso dem Orchester) ein kurzes Wort der Hochachtung noch eher gebührt, als eine Unterscheidung nach Mehr oder Minder.

Das Minder ist gegenüber den gegenwärtigen Verhältnissen wahrlich wenig. Monatlang begnügt sich das Berliner Musikleben mit einem Drehen im Kreise des „Bewährten“: jahrelang dauert's, bis wir von einem produktiven Vorgehen berichten können; weit länger dauert es von einem Theatersturz zum anderen. Das alte Opernhaus läßt sich seit langem von den an Mitteln lange nicht so reichen Privatbühnen wenigstens an Eifer überflügeln. Wenn dann die Kräfte nicht weiter reichen, wenn kaum anderswo als in opervollen Kleinkonzerten der bisherige Kreis erweitert wird, wenn in den Orchestern nicht fortgeschrittener gespielt wird, als es vor H. v. Bülow und H. Niemann der Fall war, wenn endlich im Musikleben gerade so wie anderswo das Sachinteresse vom Effektinteresse überwuchert wird, dann darf unserer Volksoper weder angetreidet werden, was sie bringt und nicht bringt, noch wie sie es singt und spielt.

Geographisches.

Rom Golfstrom. Der Obersteuermann von Ferd. Cortez, Maminos, gelangte 1519 in der damals unerhörten kurzen Zeit von zwei Monaten von Veracruz nach Spanien. Er ließ sich von einer warmen Meeresströmung tragen und wurde damit zum eigentlichen Entdecker des wahren Golfstromes im offenen Meere. Der Ursprung des Golfstromes ist in letzter Linie in die an der Nordwestküste von Südamerika entlang fließende Guayanastromung zu verlegen, die mit der von dem Nordpazifik getriebenen Nordäquatorialströmung vereinigt auf die Ketten der Kleinen Antillen zufließt. Von Trinidad ab tritt also zwischen den Inseln in das Karibische Meer ein starker Weststrom ein. Ein Teil aber dieses Wassers tritt nicht mit ein, sondern fließt außerhalb der Antillen-Kette, d. h. nördlich davon und nördlich von Bahamas nach Nord-Westen und vereinigt sich später mit dem eigentlichen Golfstrom. Dieser äußere Teil heißt die Antillenströmung; von ihr rührt ein großer Teil des Wasservorrats im Nordatlantischen Ozean her, und nicht von dem aus dem Mexikogolf gekommenen Wasser. Der Golf von Mexiko ist aber der Staubehalter, das Reservoir des Golfstromes; in dieses Meeresbecken fließt das Wasser des Karibischen Meeres durch die Yucatanstraße, die bis zu 2000 Meter tief ist. Auf der Höhe von Havana wird der Golfstrom bemerkbar in etwa 130 Kilometer Breite mit 3,7 Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde. In den Engen von Vemini hat der Strom in seiner schmalsten Stelle eine Breite von etwa 40 Kilometer und eine mittlere Mächtigkeit von 320 Meter. Im stärksten Stromstrich hat er an der Oberfläche 7,5 Kilometer Geschwindigkeit pro Stunde, in 6 Meter Tiefe 5,8 Kilometer, in 100 Meter 5,8 Kilometer und in 250 Meter Tiefe 4 Kilometer in der Stunde. Um einen Vergleich heranzuziehen, sei bemerkt, daß der bekanntlich schnellfließende Rhein die Oberflächen-Geschwindigkeit des Golfstromes nur bei Hochwasser erreicht. In der Floridastraße reicht der Golfstrom bis auf den Grund.

Neuerdings hat nun der Meteorologe Strachan die Temperatur um die britischen Inseln in ihrer Beziehung zum Golfstrom auf Grund der umfassenden darüber vorliegenden Temperaturbeobachtungen für das Jahr 1906 untersucht, und es zeigt sich, daß der jährliche Gang der Temperatur des Golfstromwassers in der Straße von Florida genau übereinstimmt mit jenem des Meeres in der Umgebung der britischen Inseln. Dabei braucht allem Anscheine nach das Golfstromwasser ein Jahr, um von der Straße von Florida bis zum 60. Breitengrad im Norden von Schottland zu gelangen. Die jährlichen Temperaturextreme treffen daher hier zur gleichen Jahreszeit ein, wie dort. Die Abnahme der Wassertemperatur für einen Breitengrad zwischen der Straße von Florida und dem Norden von Schottland und dem Westen von Irland beträgt $\frac{1}{2}$ Grad, gegen den englischen Kanal und der Irischen See 0,56 Grad, gegen den Osten von England 0,61 Grad. Dabei ist die Wassertemperatur in der Straße von Florida gegen den Südwesten von England um 14 Grad höher, gegen den Westen von Irland um 15 Grad, gegen die Irische See um 16,1 Grad, gegen den Osten von England um 17,2 Grad und gegen den Norden von Schottland um 16,7 Grad. Diese Unterschiede schwanken nur um rund 4 Grad im Jahreslaufe. Von der Wärme der Atlantischen Drift prozentual das Ende (die Südwestspitze Englands) mehr als der Westen von Irland und die Irische See, und viel mehr als Nordschottland und die Nordsee.